

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 15

Artikel: D'Chruselbeeri fünd a triebe
Autor: Hämmerli-Marti, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zeiger rüdte. Der Schaffner draußen am Zug nestelte an seiner Signalpfeife. Die Spannung in meinen Nerven stieg. Eben verschwand die dicke Italienerin im Innern des Eisenbahnwagens. Ich wollte mich nicht aufregen. Da, fünf Minuten vor Abfahrt des Mailänderzuges, wurde Nummer 13 aufgerufen. Rasch waren ihre Reiseeffekten nach Schritten durchsucht und Personalien, Herkunft, Zweck und Ziel der Reise in den Kontrollbogen eingetragen. Das erste Signal zur Abfahrt ertönte. Ich stürzte auf den Bahnsteig und legte vor den Augen der zwölf Mitreisenden Zeugnis ab, daß ich mich im Paßkontrollwettbewerb mit ihnen wohl hätte messen dürfen. Ein Ruck, und der Zug entfloß aus der engen Felsenklucht.

Die ersten Strahlen des Tagesgestirns zitterten durch den Morgendunst, als ich den Zentralbahnhof in Florenz verließ, um, durch die Straßen schlendernd, ein Stück florentinischen Morgenlebens kennen zu lernen. Das Steinplattenpflaster wiederhallte vom Hufschlag der Pferde, Maultiere und Esel, die auf den zweirädrigen Karren Lebensmittel aller Art zu Märkte führten. Reisende hasteten auf die Morgenzüge. Da und dort flogen Fensterladen auf. Eiserne Kolladen von Bottegen rasselten und dienstbare Geister öffneten die Ladentüren. Dichtbesetzte Vororttramways brachten die Arbeitercharen ins Zentrum der Stadt. Und die graugelbenedeten Schaffnerinnen mit der italienischen Farbenrossette am Kopftuch eilten zu den Haltestellen, um ihre Kolleginnen vom Frühdienst abzulösen. Die Zeitungsverkäufer schrien die Morgenblätter aus. Blumen, vorzüglich Aronsstab oder Calla, wurden in Bündeln vorübergetragen. (Sie weckten in mir die Erinnerung an das mit Topfpflanzen stets vollbesetzte Fensterbrett in der elterlichen Wohnung. Zwischen bunten Geranien fristete dort eine Calla ihr kümmerliches Dasein in magerer Topferde. Der Callastod hatte, dankbar für die sorgsame Pflege der Hausmutter, eine Knospe getrieben. Im Laufe des Tages lief ich wohl hundertmal zum Fenster, zog mein kurzes Körperchen am Fensterrahmen empor, reckte das Köpfchen, um zwischen dem Geranienlaub hindurch nach der Wunderblume auszulugen. Die kindliche Neugier wurde aber auf eine harte Probe gestellt und erlahmte nach und nach. Da holte mich die Mutter eines Morgens aus dem warmen Bettlein. Ihr Auge strahlte. Die Calla hatte ihre reinweiße Blüten-scheide geöffnet. Den gelbroten Finger hob sie mahnend gegen mich: „Schau, kleine Ungegend, gut Ding will Weile haben!“ Wie würde doch Mütterlein gestaunt haben ob all der Blumenfülle in und um Florenz!)

„... cordia!“ Ein Bettelweib, den grauen Kopf demütig seitwärts geneigt, die linke Hand unter der abgetragenen Schürze, hielt mir bittend die hohle Rechte hin und riß mich aus meinen Träumereien. „Misericordia“, wiederholte es automatisch, als wollte es dem fremden Träumer eindrücklich klar machen, daß man sich mit dem Bettelvolk in italienischen Städten abfinden müsse. Ich habe das Weib später zu jeder Tagesstunde oft wieder gesehen. Es lauerte an den verkehrsreichen Straßenzweigungen, kam mit listig zwinkenden Augen aus dem Palast eines reichen Florentiners und stund als tüchtige Berufsfräulein mit andern Kolleginnen am Portal des Domes.

(Fortsetzung folgt.)

Der Musterknabe.

Eine komische Geschichte von Walter Dietiker.

„So chömest jeh, Chinder,“ het der Petrus zu-n-ere Schar Aengel i schneewyße Hemmeli und mit flumige Flügel gseit, „sid rächt brav, und wenn ech der Herrgott öppis fragt, so gäbet ihm offe Bscheid.“ Und wo du alli vor em Liebgott gschande si, het der Petrus hübscheli d'Türe hinter sich zuezohe und gmeint: „Aer hät sie wohl no uf der Wält

unde dörfe la si, die arme Chind; was sölle die da obe?“ Und isch sich mit dem Dumerügge über d'Duge gfare.

Im Himmel inn aber het der Liebgott die Aengel fründlich gmüschteret, so daß es däne ganz warm worde isch um ds Härz. Es Buebli het zu-me-n-andere gmeint: „Ganz wie mi Großvater!“

„Se nu, Chinder,“ het dr Liebgott du gseit, „i weiß wohl, es isch kes schlächts under ech. Aber vilicht het doch öppe-n-eis uf der Wält einisch öppis gmacht, wo nid hät sölle vorcho. Was heisch du öppe-n-uf em Gwüsse?“ chehrt er sich zum nächschte Buebli.

Das isch ganz schtill dagsthande, nume die fine Flügel hei hübscheli zitteret: „I ha mängisch d'Großmueter ghuzet, we si ufem Oftritt igshlufe-n-isch.“

Dem Herrgott sini Mulegge si läbig worde; aber scho isch er bim nächschte Buebli gschande und het ne fründlich under em Chini gno: „Und du?“

„Liebe Gott,“ het es rots Müli g'antwortet, „i ha nume mängisch e Fürtüfel gmacht. Im Himmel la-n-is gwüß jehst la si.“

„Scho guet,“ seit der Herrgott, „settigi cha-n-i feini bruuche.“

„Aber du, Lineli, bisch gwüß geng es liebs gi, oder?“

Das blonde Meiteli het scho nass Duge gha.

„Nei, liebe Gott, i ha einisch . . . ha einisch . . . ds Ruebettli uftrönt, wo-n-i e Zitlang bi elei i der Schtub gfi. Es isch drum . . . so . . . längwilig gfi.“

Jehst het der Liebgott doch müeße lache: „So, so, ds Ruebettli heisch uftrönt? Di Mueter wird große Duge gmacht ha, wo sie wieder ine cho isch.“

Und du, schwarze Chruselichopf? Wie heißisch du scho?“

„Ruedi heiße-n-i, aber si säge mir nume dr Chaze-maler.“

„Was! Chasch du so guet Chaze male?“

„Es isch nid wäge däm,“ het der Ruedi gseit, „i ha nume-n-einisch üses Büüßi blau agschtriche, wo mir dr Maler hei im Hus gha.“

Der Liebgott het müeße-n-abstize. Aer het glachet, glachet: „Das isch doch e ahli schtarch. Chaze-n-ajstriche . . . blau!“

Und dr ganz Himmel het glachet, daß fassch d'Sunne-n-i Blamp cho isch.

Wo dr Herrgott wider chln zue sich sälber isch cho gfi, het er ds letschte Buebli zue sich gwunke. Das aber het nie d'Großmueter ghuzet, nie ne Fürtüfel gmacht, nie-n-es Ruebettli uftrönt und nie-n-es Büüßi blau agschtriche. Nid en einzigi Dummheit het dä Kärl gwüßt z'erzelle und isch doch jir Läbtig e glunde, schtarche Bursch gfi!

Und dr Liebgott het ne-n-agluagt, lang, lang, ärnst. fassch truurig . . .

D'Chruselbeeri fünd a triebe.

D'Chruselbeeri fünd a trybe,
Und de Sürbusch het scho Chnöpf,
Gwunderig ufem warme Bode
Strecke d'Maierysli d'Chöpf.

I der Seel will's afo chyme,
• Z'buschelewis, mer mag nid g'cho.

Isch ächt nonig alls verfrore?

Nei s'mueß wieder öppis goh!

Sophie Hämmerli-Marti. („Im Blueß“)

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —